

*William H. Johnston, Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte 1848—1938.*

Wien-Köln-Graz 1974, 503 S.

Der Titel der Originalausgabe „The Austrian Mind — An Intellectual and Social History 1848—1938“ klingt weniger anspruchsvoll als der deutsche und drückt die Absicht des Verfassers genauer aus. Den 1936 geborenen Amerikaner interessiert die Frage kaum, warum das altherwürdige Staatswesen im Donaauraum zerbrach und wie die Entwicklung nach 1918 in den Nachfolgestaaten weiterging, obwohl dies in den von ihm gesetzten Zeitrahmen gehört, ihn fasziniert allein die eigentümliche Entfesselung von Talenten auf den verschiedensten Gebieten, die vor der Jahrhundertwende in diesem Staatswesen einsetzt. Ihn fesseln die in Vergessenheit geratenen Glanzlichter, die dieser Herrschaftsraum gewissermaßen in letzter Stunde hervorbrachte. Nun soll hier nicht untersucht werden, ob das nicht eine etwas restriktive Art ist, allgemeine Geistesgeschichte zu treiben, ob Johnston nicht einfach der Faszination eines Zeitalters unterlag, dessen Phosphoreszenz sich in den Metropolen Berlin, St. Petersburg, London mit kaum weniger sprühenden Farben beschreiben ließe; auch das damalige München leuchtete, um Thomas Mann zu zitieren, der ein kompetenter Beurteiler der Szene gewesen ist.

Aber dieser Einwand entwertet natürlich die Leistung Johnstons nicht. Was er vorgelegt hat, ist im Grunde eine Sammlung von rund siebzig unterschiedlich gewichtigen und ausgeführten Monographien von Philosophen, Schriftstellern, Malern, Musikern, Architekten, Kunsthistorikern, Naturwissenschaftlern, National-ökonomern, Ärzten, Soziologen, Psychologen und Politikern, verbunden durch allgemeine Betrachtungen. Angesichts seines Arbeitsaufwands, seiner Fähigkeit, in den verschiedenen Disziplinen Wesentliches herauszugreifen und zu einem Zeitbild zu verknüpfen, angesichts der Fülle des von ihm zutage geförderten und intelligent dargebotenen Materials gelingt Johnston in der Tat die Beschwörung eines versunkenen geistigen Kontinents in einem spannenden Sachbuchstil, eine Monographie altösterreichischer Gelehrsamkeit und deren Ausstrahlung nach den Vereinigten Staaten von Amerika.

Allerdings läßt die Darstellung auch in dieser Einschränkung wesentliche Wünsche offen. Zunächst ist sich der Autor nicht mit hinlänglicher Deutlichkeit bewußt, daß Europa kein Subkontinent ist wie China, Indien oder die USA, sondern ein Erdteil der Völker, eines halben Dutzend größerer und über zwei Dutzend kleinerer, und daß während des Zeitraumes, den er zu behandeln vorgibt, einige dieser Völker sich sozial, wirtschaftlich und geistig so schnell entwickelten, daß sie die noch auf der Idee des Gottesgnadentums beruhende Inkrustation der Herrschaft aufbrachen, so daß nach dem Wahnsinnsausbruch des Ersten Weltkrieges die vier Kaiserreiche, die Osteuropa zusammenhielten, unter dem Druck der durch das Leiden des Krieges gepreßten Massen zusammenbrachen. Zur Geistesgeschichte Österreichs zwischen dem Revolutionsjahr 1848 und dem Ausgreifen Hitlers nach Osteuropa gehört nicht nur die Geschichte der Wiener Operette, die Wiener medizinische Schule und die geistige Brillanz der Juden, die sich zwei Generationen nach ihrer Emanzipation auf fast allen Gebieten geistiger Betätigung zeigte — am wenigsten in der Technik —, sondern auch der Aufstieg der Westslawen, den Hans Kohn in seinem Buch „Panslavism, Its History and Ideology“ beschreibt, wo er den Ausgang des Ersten Weltkrieges zu Recht den Triumph der Westslawen nennt. Bezeichnenderweise fehlt dies wichtige Buch in den Literaturangaben des Verfassers.

Wer selbst noch zu Füßen von Professoren gesessen hat, die Johnston als Anreger weitreichender Entwicklungen behandelt, wird nicht ohne Rührung den Eifer für Philosopheme zur Kenntnis nehmen, denen wir seinerzeit, bedrängt vom Schatten des sich vorbereitenden Zweiten Weltkrieges, kaum viel Reize abgewinnen konnten. Der Nachgeborene hat sie mit bewundernswertem Fleiß mit Leben gefüllt. Etwas von der Leichtigkeit und Vielseitigkeit seiner literarischen Vorbilder lebt in seiner Darsellung auf, allerdings mehr Egon Friedell als Hofmannsthal, denn nicht nur sein Bildungspolster, auch sein Unterscheidungsvermögen sind für den Gegenstand zu dürftig. Er hat ausgiebig die amerikanische Literatur zu Rate gezogen und recht lückenhaft die deutsche. Um die slawische hat er sich überhaupt nicht gekümmert, obwohl die slawisch sprechenden Völker in den letzten Jahren der Monarchie die Mehrheit besaßen. Daher fehlt über die Zeit nach 1918 jede Aussage; der Begriff Tschechoslowakei kommt gar nicht vor, obwohl dieser Staat zur Gänze auf altösterreichisch-ungarischem Territorium lag. Darin ähnelt John-

ston seinen Helden; er ist völlig gleichgültig gegenüber den Kräften der Politik. Seine Aufmerksamkeit gilt vor allem Wien, insbesondere dem Hof, der Universität, den Cafés, dem Kunstleben, bei Überbetonung des Morbiden, Outrierten; die Provinz, die schließlich diese Zentrale genährt hat, trifft seine kaum verhehlte Verachtung. Sein Schlagwort heißt fröhliche Apokalypse. Daß es in der österreichischen Literatur jener Jahre neben dem pessimistisch resignativen Strang, der von Grillparzers „Armem Spielmann“ über Hamerling, Ferdinand von Saar, Jakob Julius David zu Trakl reicht, einen durchaus lebenskräftigen, volkszugewandten, vitalen gibt, für den die Ebner-Eschenbach, Anzengruber, Rosegger, Müller-Guttenbrunn Beispiele sind, vor allem aber die zu dieser Zeit aufblühende tschechische Literatur, liegt jenseits seines Horizontes. Er gibt eine treffsichere Charakteristik Franz Josefs; aber schon seine herabsetzende Schilderung der Habsburger Bürokratie, der er den ersten der sechs Teile seines Buches widmet, ist völlig einseitig gesehen und widerspricht schlichtweg der Erfahrung. Es gab nicht nur Stumpfsinn und Herzensträgheit, sondern auch Toleranz und Geltenlassen in ihr, sogar Mut und Charakter; der von ihm lediglich als Schriftsteller gewertete Karl Renner ist hierfür ein kompetenter Zeuge. Die ausgesprochen antiösterreichisch gestimmte Führungsschicht der Ersten Tschechoslowakei ist mit der stillen Übernahme der alten österreichischen Bürokratie sehr gut gefahren und wohl keine der an die Nachfolgestaaten gefallen Provinzen des Reiches ist später besser verwaltet worden als unter der milden Herrschaft des Doppeladlers.

Der zweite Teil ist dem Wiener Ästhetizismus gewidmet: der Kaffeehaus-Kultur, dem Feuilleton, dem Walzer, der Operette. Eduard Hanslick wird vorgestellt und die „Neuerer“ — Bruckner, Wolf, Mahler und Schönberg. Von Brahms ist nur am Rande die Rede, er paßt nicht in Johnstons Alt-Österreich-Bild und die wenigen diesem vollwertigen Nachfahr der Wiener Klassik gewidmeten Zeilen nähren den Verdacht, daß ihn Johnston für einen Epigonen hält, einen etwas besseren als den Ästhetiker und Philosophen Robert Zimmermann. Smetana und Dvořák fehlen in dieser Geistesgeschichte Altösterreichs, obwohl letzterer einige Jahre Direktor eines Konservatoriums in New York war und der erste Komponist von Weltgeltung, der sich von Indianermusik und den Blues der amerikanischen Neger inspirieren ließ. Aber beide Tschechen, Komponisten von Weltrang, und der jedermann bekannte Beitrag dieses Volkes zur Menschheitskultur, passen nicht ins dekadente und morbide Altösterreich Johnstons, obwohl Antonín Dvořák, Altösterreicher par excellence, Mitglied des Herrenhauses und anders als der chauvinistische Smetana freudiger Habsburger Untertan war.

Der dritte Teil beginnt mit einer Beschreibung des Selbstmordklimas in den letzten Jahrzehnten der Donaumonarchie. Thomas Masaryk hat dieser Erscheinung, allerdings in wesentlicherem Zusammenhang, seine Habilitationsschrift gewidmet. Etwas unmotiviert folgen Porträts von Natur- und Sprachphilosophen. Drei Kapitel sind Sigmund Freud gewidmet, in einer österreichischen Geistesgeschichte der Jahre 1848—1938 eine groteske Verzeichnung der Gewichte, wenn man bedenkt, daß keiner von den großen Wiener Slawisten erwähnt wird, daß weder Palacký noch Masaryk eine Würdigung erfahren, daß des Beitrags der Polen, Rumänen, Serben, Kroaten, Slowaken in jener Zeitspanne überhaupt nicht ge-

dacht wird, ebenso wenig der Bedeutung der Universitäten Krakau, Lemberg und Czernowitz für die Entwicklung Polens, Rumäniens und der Ukraine, und daß der Verfasser selbst die deutsche literarische Präsenz, obwohl er hier einige Belesenheit besitzt, höchstens willkürlich akzentuiert. Was nicht nach den USA hinübergewirkt hat — und dies war oft eine Sache des Zufalls und der Verfolgung — scheint für ihn provinziell und irrelevant zu sein. Auf den Formenreichtum und die Blüte der osteuropäischen Volkskulturen, wie sie in der langen Friedenszeit gediehen und in den Nationalmuseen der Nachfolgestaaten bewahrt werden, hat er nie einen Blick getan.

Sein souverän subjektiver Umgang mit Daten und Tatsachen wird vor allem im vierten Kapitel deutlich, das er „Böhmischer Reformkatholizismus“ überschreibt. Dabei meint er in keiner Weise Klemens Maria Hofbauer, dessen Name in diesem Zusammenhang gar nicht fällt, sondern Bolzano und seinen Kreis, Friedrich Herbart, Robert Zimmermann, Franz Brentano und seine Schule, Othmar Spann, Bertha von Suttner und Graf Coudenhove-Kalergi, Ludwig Gumpłowicz, Gustav Ratzenhofer und Houston Stuart Chamberlain. Nun weht der Geist sicherlich, wo er will, aber auch die Geistesgeschichte bedarf der Tatsachen und diese stehen in der vorgegebenen Ordnung und Kontinuität, die man nur bei Verlust der eigenen Ernsthaftigkeit beliebig manipulieren kann. Wer elementare Gegebenheiten ignoriert, setzt sich dem Verdacht aus, er wisse nicht genau, wovon er rede.

Es heißt Begriffe wie „Böhmen“ und „Katholizismus“ mißbrauchen, wenn man den in Krakau geborenen und in Graz sesshaft gewordenen Soziologie-Professor Gumpłowicz, einen zum Protestantismus konvertierten Rabbinersohn, der weder mit Böhmen noch mit dem Katholizismus etwas zu hatte, wenn man Houston Stuart Chamberlain, den Wiener Offizier Ratzenhofer unter die beiden Begriffe vereinnahmt, und es grenzt auch bei Bertha von Suttner, Franz Brentano und Othmar Spann an geistige Unsauberkeit. Der Amerikaner scheint trotz seines fleißigen Literaturstudiums in Wien nicht begriffen zu haben, daß Völker ihre eigene Geschichtsdynamik entwickeln können und die Donaumonarchie nicht an der Wurstigkeit ihrer Oberschicht oder am Altersmarasmus Franz Josefs sondern am ungelösten Vielvölkerproblem zugrunde gegangen ist und daß die treibende Kraft in diesen Untergang die Tschechen gewesen sind. Er hätte es in Masaryks „Weltrevolution“ nachlesen sollen, der weitaus gewichtigsten Biographie dieses Zeitraums und einem der interessantesten Dokumente der Menschheit, die übrigens auch in englischer Fassung vorliegt. Wer für die gleichnislose Leistung des tschechischen Volkes in den Jahren 1880—1910, über die sich der Verfasser in der Gedenkrede des damaligen Rektors der tschechischen Universität in Prag, Josef Pekář, auf den Tod Franz Josefs hätte orientieren können, kein Wort findet, und diese totale Unkenntnis mit in diesem Zusammenhang läppischem Material zu kompensieren sucht, der muß sich darauf aufmerksam machen lassen, daß es auch heute noch Europäer gibt, die nicht bereit sind, die kastrierte kulturelle Sensibilität und die krasse Ignoranz, was die Grundzüge unserer Geschichte betrifft, Amerikanern zu honorieren.

Zum Unterschied von den Tschechen, über die der Verfasser so gut wie gar nichts weiß, haben es ihm die Madjaren angetan, die in der schwachen Überset-

zung des Buches undifferenziert Ungarn genannt werden. Auch hier reichten seine Kenntnisse für die Aufnahme in ein Proseminar für ungarische Reichsgeschichte freilich nicht aus, was sich schon aus seinen Bemerkungen über Siebenbürgen ergibt, unter dem er sich ein besonders wildes Land vorstellt. Die Ankunft der Siebenbürger Sachsen verlegt er ins 14. Jahrhundert, die Slowaken, Rumänen, Ukrainer und Serben hält er für keiner Erwähnung wert, ebenso wenig das Problem der Glaubenspaltung der Madjaren und den Turanismus. Wiederum sind es hauptsächlich jüdische Journalisten und Theoretiker, die im wesentlichen in Ungarn gar nicht gewirkt haben, die sein Panorama beleben.

Auch sein Fazit zum Ausklang des Buches kann nicht ohne Widerspruch hingenommen werden. Zwar ist es das gute Recht eines Autors, sich den Stoff nach Vermögen zurechtzulegen und daraus seine Schlüsse zu ziehen. Seit dem Jahre 1918 sind sechzig Jahre vergangen. Die von Johnston geschilderte Welt stirbt nun auch in der Erinnerung mit den wenigen Alten, die sie noch in ihrer Jugend erlebt haben. Sie ist ihm, dem auf einem anderen Kontinent Geborenen, zum ästhetisch-literarischen Reizstoff geworden und er möchte ihre Kulturdichte, ihren Reichtum geistiger Bezüge einer Generation vermitteln, die sich Kreativität gewissermaßen als neue Droge verordnet hat. Der Verfasser wäre besser beraten gewesen, sich an der Wiener kunsthistorischen Schule zu orientieren, die er vorzüglich dargestellt hat. Eines ihrer wesentlichen Verdienste bestand gerade darin, von dem bisher üblichen Renaissance-Kanon abzugehen und allen Kunststilen und -äußerungen mit gleicher Aufmerksamkeit und Eindringlichkeit zu begegnen. Johnston läßt uns nach 1918 im Stich; das Licht altösterreichischen Geistes leuchtet weiter in den angelsächsischen Ländern, wo Arnold Hauser, Karl Popper, Friedrich von Hayek und Michael Polanyi zu weiteren Synthesen ansetzten.

Ist dies nicht eine etwas billige Abfertigung einer Generation, die sich, von den Fronten und Gefangenenlagern des Ersten Weltkriegs zurückkehrend, in den Trümmern eines Staates einzurichten hatte, zu dessen Zerschlagung nicht zuletzt die Amerikaner ihren Segen gegeben haben? Gewiß, Wien, hungrig, frierend, von der asiatischen Grippe heimgesucht, mußte sich an seine neue Rolle gewöhnen, Hauptstadt eines 6 500 000 Staates zu sein, der in den ersten zwanzig Jahren seines Bestehens nie richtig zur Ruhe kam. Sein Glanz erlosch fast schlagartig. Aber Budapests geistige Vitalität blieb ungebrochen, man kann es in den Erinnerungsbüchern von Arthur Koestler nachlesen, und die Tschechen vermochten nicht nur einen Staat zu organisieren, der doppelt so groß war wie das von ihnen besiedelte Territorium, sondern darüber hinaus Prag zu einer der vitalsten und modernsten Städte Europas auszubauen; im übrigen haben dabei auch deutsche Architekten wie Zásche mitgewirkt. Aufmerksamen Beobachtern der Zeitszene wie Wilhelm Hausenstein und Chronisten wie Otto Forst-Battaglia ist diese Entwicklung nicht entgangen. Und jedem, der in den Gesichtern alter Städte zu lesen versteht, wird auch nach 30jähriger kommunistischer Planwirtschaft auffallen, in welcher kraftvoller und mächtiger Weise sich Prag zu einer europäischen Großstadt bis zum Ende der dreißiger Jahre entfaltet hat. Dem Autor fehlt dazu das Sensorium. Er ahnt nicht, daß auch ein kleines Volk den Reichtum der Zivilisation in sich zu verarbeiten vermag. In Amerika gab es kein Griechenland. Und die Tradition der USA be-

ginnt erst in dem Augenblick, da die europäischen großen Kunststile zu erlöschen begannen. Sein Buch ist als Fleißaufgabe bewundernswert, als geistige Leistung barbarisch.

München

Karl Jering